

(Nachdruck verboten.)

## Der Kaskl vom Hollarbräu.

20] Roman von R. von Seydlitz.

Kaskl schüttelte den Kopf, — „'m Hollarbräu bin i Dank schuldig; und bei'm Hollarbräu bleib i, so lang's an Hollarbräu giebt. Meinst, i soll zu'm Konkurrenten von'n Ebelein gehn, nur weil der mi vielleicht besser zahlt? Und mi anschau'n lass'n vom Alten selber?“

Und er schüttelte wieder den Kopf, Aber der Oheim zeigte eine neue Karte:

„Könn' auch leicht sein, daß 's amal a neue Brauerei z' München giebt. — I denk mer so, daß der Bräuer in 'n Tod froh war, wann er Di zum Bräumeister hätt, leicht a no was Höheres.“

„Höheres?“

„Na wärfst endlich amal am Fleck, wo D' hing'hörst, mei Bua!“

„I dank Der schön, Ohm,“ erwiderte Kaskl, ernstlich erfreut durch die gute Fürsorge. „Aber, schau, i wart's ab. Bei Lebzeiten vom Ebelein —“

„Bist do' net verheirat't mit'n Al'n!“

„Und nacha — Du beim Hollarbräu und i anderscht-wo —“

„Wer sagt Der denn, daß i dableib?“

Kaskl sah erstaunt zum Oheim auf: „Ja, Ohm? Was kimmt Der denn an?“

„Net, daß i durchaus fort möcht. Aber wann's amal dazu kommt; — weist, — wann jek' der Hollarbräu heut zusperrt und aus is, — und Du und i, mir zwa, können zammpac'n — und 's kam aner und sagt: Da geht's her, da giebt's Arbeit, für den oan' als Bräumeister, für 'n andern als Verwalter. Oder glei noch mehr, 's kam wer und sagt: Da schangts her, da is a Geld, da is a Haus, da is all's, was dazu g'hört. Jetzt bringt mer ihr zwa a Brauerei zamm, als eigne Brauherrn, nur daß i an G'winnanteil hab, daß mei bissel Geschäft gut a'g'legt is; wos sagst nacha, Kaskl —?“

Kaskl schwieg, aber eine leise Röte zog über seine Wangen; er sah ins eilende Wasser, und die Nymphen bemerkte erstaunt, daß ein schwacher Blick wie eine Erinnerung an frühere Zeit aus den Augen fuhr.

Das wäre freilich etwas. — Aber: „Got Der dees tramt, Ohm?“

„Kann sei'. Kann sei' a, daß mer aner dabo' was g'sagt hat —“

„Aner der 's Geld hat?“

„Der 's Geschäft hat! Und kann sei' a, daß i dabei a' mi denk hab und mei' Alte, und daß i a amal auch möcht zu was Besser'm; mei', i bin nimmer jung, und a geruh-sam's Alter war grad recht. — Also — was sagst nacha, — Herr Brauereidirektor?“

Aber Kaskl, der Malzmönch, schwieg lange. Er war das Schweigen so gewohnt; der plötzliche Einbruch neuer Aussichten und Gefühle war ihm fast zu viel auf einmal.

Zufällig war, wie er sich ein solches Direktordasein vergegenwärtigte, das erste der Gedante an den Schlaf. Ausschlafen können — du lieber Himmel, er hatte das beinahe aus der Erinnerung verloren. Freilich, auch selbst Aufsicht führen, das mußte sein. Aber in der Regel konnte der Herr Direktor doch ausschlafen. Und überall nachsehen jeden Tag, Mälzerei, Sudhaus, Gärkeller . . . ja! Das ging ja nicht. Denn er sah gleich: da reichte seine Erfahrung nicht hin.

Und er sagte gleich ruhig:

„Vom Sären versteh' i nit und vom Lagern.“

Der Ohm zerstreute all' solche Strupel und sprach lebhaft in ihn hinein. Kaskl hörte zwar zu, aber eine andre Vision tauchte plötzlich in ihm auf: das schöne Leben dann! Dem ein Brauereibesitzer konnte in seinen Augen doch nur leben wie der Alte, Villa, Pferd und Wagen — — ja und —

— Eine Frau?

— Nur wenigstens keine solche Tochter wie Fräulein Wivi . . .

Ringelmann sprach noch weiter. Endlich unterbrach er sich und fragte:

„Wodran denkst denn, Kaskl?“

„I was net. — Ob dees grad a Glück wär für mi?“

„Selber a Brauerei leiten?! — Ja Herrgott — wenn dees ka Glück net is für an'n wie Du, — nacha was nit meh.“ —

„D' Arbeit scho. Da seist si nit. Aber 's Leb'n halt. — Sixt Ohm, Du thust Der leicht. Du hast Dei Wei' und all's . . . Aber i! I bleib' halt immer der einschichtige Dub. Vor mir that ja ka Mensch net an richtigen Respekt haben. Und so jung wiar i bin. — I wünsch' manchesmal, i war alt, — recht alt —“

Jetzt sakramenterte der Oheim los. Was ihm einfiel mit solchen melancholischen Muden! — Er schüttelte den Nesen bei der Schulter dabei und eiserte wie gegen einen Langschläfer oder Trunkenen, den er aufwecken wollte. Und er erschöpfte sich in einem Strom von Rede. Aber umsonst. Der Kaskl glogte ins Wasser und ließ das Reden über sich ergehen.

Der Oheim ließ endlich erstaunt ab mit den Worten:

„Kaskl, i moan Du bist trank; i glaub all'weil, Du hast an innerliches Leiden.“

Kaskl zuckte mit den Achseln. — Dann war's lange ganz still am Baun, nur das Wasser gurgelte und zischte vorbei, Sonnenfunken blitzten wie helle, grüne Steine darin auf, und die Zweige nickten taktmäßig in die Flut. Stahlblaue Schwalben wischten wie Schatten dicht über der Fläche hin.

„Kaskl, mei' Bua“, begann der Oheim endlich wieder, „kimm't's denn mögli sei', daß D' no immer an dees Mensch denkst, die Schlamp'n, — 's Agathl?“

Kaskl sah abseits, weiter stromauf und griff hinter sich nach dem Krug, um daraus zu trinken, aber er antwortete nicht.

„Is's denn um Gott'swillen mögli', daß der ihre Schlechtigkeit Dir so 's Herz abdruckt hat, so vergift't möcht mer sag'n?“

Ja, war's denn möglich, daß in dem großen, schweren Körper so eine zimpferliche Seele wohnte, daß ein einziger Diebesgram sie für immer mit Trübsinn umhüllt, ihre Spannkraft gebrochen hatte? — Nie hatte der Oheim seit jenen Tagen von dem durchgegangenen Frauenzimmer mit ihm gesprochen; wie es jetzt schien, war das verkehrt gewesen. In Kaskl's Herz stand noch als letztes Bild aus jener Zeit der Moment da, wo das Mädchen ihm weinend und zornig in die Küche entlaufen war; was seitdem geschehen, wußte er wohl gar nicht. Darum, und weil er einmal angefangen, beschloß er, es umgekehrt zu versuchen, und jetzt dem Kaskl alles zu erzählen, was er wußte. Auf jeden Fall mußte ihn die Sache aufmischen, und das war vielleicht für ihn gut. Denn diese trübselige Versunkenheit mußte aufhören.

„Uebrigens — weist denn seit dera Zeit nit neu's von dem elendigen Weibsbild?“

„Ohm!“ rief Kaskl dazwischen und wandte sich, fast drohend, um.

„Na, na; mer wird do no derbo red'n dürf'n?“

„Red' was D' magst von ihr; nur —“ und hier sagte er bittend die Hand des andern: „weist, — neu' f' net so! Kenn' f' einfach mit Namen, aber schimpf net. — Wenn aner zum Schimpfen a Recht hätt', na war's i; net Du, und neamand.“

Der Ohm erstaunte wieder; also sah das Mädel richtig dem Kaskl noch „im Gilet“. —

„Wo' mir aus!“ sagte er dann, und begann flugs seinen Bericht. — Haas hatte sie also geheiratet und sie waren in Würzburg, wo sie eine feine Weinstube hatten und recht glänzende Geschäfte machten. Frau Haas war dabei ohne Zweifel der Magnet, der die Studenten und Offiziere in ihr Lokal zog. Denn sie war eine stadtberühmte Schönheit geworden, voll und rund und glatt und blühend, wie sich's gehört für eine elegante Frau Wirtin. Es schien alles ganz in Ehren zugehen, und das machte die jungen Gäste nur noch wilder und begeisterter. Haas war's zufrieden und hielt sich für den glücklichsten Menschen, besonders da die Frau sich als unübertrefflich in Küche und Geschäftsleitung erwies, so daß er nach Herzenslust den feinen Herrn spielen konnte und mit den Stammgästen

Arbeiten und manchen Hausbrausch erwerben. Aber man sprach davon, daß er beabsichtige, später einmal zu brauen. Er war schon mehrfach deswegen in München gewesen. Und (was der Oheim aber vorläufig nicht mit erzählte) er hatte offenbar auch Kapital hinter sich; wenn Haas sich bekommen ließe, in München eine Brauerei zu organisieren, so wäre Ringelmanns Plan für einige Jahre zum Teufel.

„Kinder ham i' keine,“ schloß dann der Oheim seinen Bericht.

Kastl erhob sich schwerfällig, und sagte, indem er sich zum Haus zurückwandte: „Wart a weng. I bin glei zurtua.“

Er stieg die Treppe zu seiner Kammer hinan, die er mit drei Burschen teilte, und ging in den Nebenraum, wo eine Reihe Koffer und Truhen das fahrende Gut der Burschen beherbergte.

Behutsam schloß er dort seine Lade auf und grub mit den Händen in den Sachen herum. Endlich kam eine lederne Tasche zum Vorschein. Er öffnete sie und zog ein Papier hervor, das, in länglich viereckiger Form gefaltet, ein kleines Paket enthielt. Ein sader Duft von einer getrockneten Rose stieg daraus auf; und eine zerrissene Ette zeigte, daß auch eine Photographie dabei war.

Er zögerte einen Moment, dann faßte er das Paket zwischen die Zähne, um beide Hände zum Zuschließen des Koffers frei zu haben, und sperrte sorgfältig ab, erhob sich und schritt wieder hinab. Das Paketchen hielt er jetzt fest in den schweren Fingern; als er unten im Durchgang an der Darrfeuerurg vorbeikam, schlug er die eiserne Klappe auf und warf das Paketchen in die heftig wirbelnde Lohe hinein. Dann klappte er wieder zu und ging an dem Burschen vorbei, der an der Feuerung schaffte und der ihn verwundert ansah, zum Haus hinaus und zum Ohm ans Wasser.

Er hatte begraben, was ihn äußerlich noch an jenes Mädchen gejeßelt hielt. Aber er sah so ruhig drein, wie ein Nero, der soeben ein paar Dugend Blutbefehle erteilt.

Der Oheim freilich legte sich die Sache anders aus. Er meinte, der gute Kastl könne doch das Reden über sein Agathl noch nicht vertragen. Darum, als jetzt der Nefse zurückkam, sprach er von allerlei andern Dingen, schilderte eine neue Maschine zum Einteigen, die neulich beschafft worden war und sich sehr gut anließ, sowie eine äußerst wichtige Poliermaschine, die er vor kurzem bei einem andern Brauer gesehen, und die eine ganz enorme Ersparnis an Malzausschlag versprach: denn nun brauchte man den ganzen Staub, die Erb- und Strohbroden und dergleichen nicht mehr mit in die Schrotmühle gelangen zu lassen, das heißt mit-zuberfeuern. Das war nun auch für Kastl etwas Interessantes. Und zuletzt, nachdem sie sich erhoben und Ringelmann gehen wollte, traten sie noch zu einem der Weichstöcke und sahen dem Gerstenregen zu, der sich ins Wasser ergoß, wobei beide, als Fachmänner, sich ein paar Körner fingen, sie zerbissen und mit der Weichfläche einen weißen Strich über den Handrücken machten. (Fortsetzung folgt.)

## Giusseppe Verdi.

(9. Oktober 1813 — 27. Januar 1901.)

Die geschichtliche Entwicklung der Musik seit den großen deutschen Klassikern hat in den etwa drei Menschenaltern, über die sie sich erstreckt, so viele und so verschiedentliche Stufen durchlaufen, daß wir uns kaum in eine Persönlichkeit hineindenken können, die das alles auch nur miterlebt, geschweige denn zum Teil reproduzierend mitgemacht und produzierend mitgeschaffen hätte. Eine solche Persönlichkeit war vorher auf einem andern, dem literarischen, Gebiete und in mehr regierender als mitfolgender Weise Goethe. Für die Musik des 19. Jahrhunderts ist es wohl nur einer gewesen, und dieser eine zwar keiner von den ureigenen Schaffenden, wohl aber eine Einzigeitsnatur, die in sich allmählich eine ganze Reihe alter und neuer Welten aufgenommen und selbständig verarbeitet hat. Verdi, der eben Verblüdhene, und wie er diese fast hundertjährige Zeitspanne begleitete, so hat er auch die Entwicklung der musikalischen Interessen wohl eines jeden Musikfreundes von heute als eine Erscheinung begleitet, deren wenigstens teilweise Kenntnis so sehr selbstverständlich schien wie etwa die Kenntnis des Programms eines Weltkonzerts. Zu einem Stückchen aus „Ernani“ liefen wir als Kinder herbei, wenn es in einem Bierkonzert an die Reihe kam. Als Halbreise schwärmten und schwelgten wir mit dem „Troubadour“ und waren todtränlich verliebt in die Sängerin der „Azucena“ oder in den Tenorhros der Titeltrolle (so è non vero, è ben trovato, d. h.: „wenn's nicht wahr ist, so ist's doch gut erfunden“). Als Dreiviertelreife entdeckten wir uns über die Koloraturen, unter deren Gesang Traviata stirbt. Als Studenten sangen wir „nach Mitternacht und Verdi“ und

„mit unbefugter Benützung einer bekannten Melodie“ jenes schauer-volle „Rheinischwäbische Miferere“, dessen Text „Ist gehmer awover baim“ und „Ist bleiwemer awover noch 'e biste do“ mit unendlichem Dacapo auf den Figuren einer der leidenschaftlichen Arien herumklettert. Als Wagnerianer schwoll uns der Klamm noch um einige Bayreuther Zoll höher, als wir hörten, Verdi sei zur Wagnererei übergegangen. Als Alleskritiker fanden wir sein „Requiem“ „zu opernhast“. Und als Kandidaten des Allesverstehens erkannten wir in seinen sächlichen Altersworten den Musiker von gewaltigem Können.

Als Verdi seine Kindheit in dem parmesischen Dorfe Roncole und dann seine Studierzeit zu Mailand verlebte, da standen in Deutschland Beethoven und Schubert auf ihrer Höhe und bald auch an ihrem Lebensende; Mendelssohn begann als Wunderkind; und in Italien stiegen Rossini, Donizetti und Bellini zu ihren Höhen an, von denen nur noch die Donizettis vorläufig dauernd blieb, als Verdi mit einer jetzt vergangenen, an Bellini erinnernden Oper im Mailänder Scala-Theater seinen ersten Erfolg errang. Das war vor mehr als 60 Jahren, 1839. Dann ging es rasch weiter bergan; unter den damals folgenden Opern haben „Rebutadnezar“ und „Ernani“ vielleicht die größte Berühmtheit gefunden und haben „Macbeth“ und „Luise Miller“ bereits das weitgespannte Interesse ihres Komponisten für Schöpfungen der Weltliteratur, besonders von Shakespeare, bewährt, das er noch als Kreis festhielt. Sonst aber gab's mannigfachen Miferfolg, und erst in den Jahren 1851 bis 1853 haben drei Werke seinen eigentlichen Ruhm begründet, die seither als Typen dieser spät-italienischen Opernmusik so populär geworden sind, daß kaum jemand ohne Begeisterung oder Abscheu oder wenigstens historische Anerkennung an ihnen vorbei kam: „Rigoletto“, „Troubadour“ und „Traviata“. Sie haben den längst vorhanden und längst einflutreichen, bis in unfres Lorzing Schaffen hereinreichenden, italienischen Gesang nicht überwunden, aber ihn ergänzt durch eine Kraft des leidenschaftlichen Ausdrucks von Gemütsbewegungen, zunal von Sehnsüchsstimmungen und Affekten, die bis dahin nicht eben gebräuchlich war und nicht so bald von einer neuen Tradition überwachsen werden konnte. Richard Wagner, ein paar Monate älter als Verdi, hatte damals zwar bereits seine ersten praktischen und theoretischen Werke vors Publikum treten sehen; aber noch fehlte ein halbes Menschenalter bis zu seinen maßgebenden Erfolgen, und einstweilen waren Gefänge wie die der Fugener im „Troubadour“ („In unsre Heimat lehren wir wieder“ u. dergl.) eine genug echte und zugleich der Hörerwelt einleuchtende Kunst, daß sie wie etwas Unbezweifelbares und Unvergänglichliches aufgenommen und wieder und wieder eingeschliffen werden konnten. Verdi selber kam vorerst nicht höher; doch wurde auch sein „Maskenball“ (1859) beliebt und sein „Don Carlos“ (1867) anerkannt. Nun aber kam eine politische Komödie von ganz einziger Art, die nicht ohne Kunstkomödie bleiben konnte. Zur Eröffnung des Suezkanals 1871 arrangierte der Vizekönig von Ägypten ein Festreiben, dessen Milliardenkosten und Imitationsglanz in dem interessanten Buch von Professor Brugsch Pascha „Mein Leben“ (1894) auf eine kaum glaubliche Weise zu Tage treten. Die modernen Ägypter mußten neben ihren heimischen Tempeln und Insekten und ihren aus Paris verbollständigten Harems auch eine nationale Oper bekommen, und so wurde denn eine bei Verdi bestellt und mit der allerechtesten Ausstattung aufgeführt. Das war die „Aida“, ein Stück von jener Ägyptomanie, die seit dem ersten dazu gehörigen Roman des Georg Ebers (1864) und dem „Äthiopianer“ des Wehrbeer (1865) so ein bis zwei Jahrzehnte lang unsre Theater, Salons und Kunstgefühle unsicher machte. Nach abermaligem Zwischenraum brachte Verdi 1887 und 1893 zwei wieder nach Shakespeare gedichtete Opern heraus, „Othello“ und „Falstaff“, die ihn nun als einen zeigten, der trotz seiner 70 bis 80 Jahre noch Fortschritte machte — ob in Wagners Geist oder nur in Wagners Gewand, mag hier unerörtert bleiben.

Welchen weiten Entwicklungsweg jedoch in Verdis Lebenswerk die Geschichte der Musik durchgemessen hat, zeigten schließlich seine außerhalb der Opernbühne stehenden Leistungen, zunal wenn man sie mit früheren italienischen Kompositionen wie etwa dem „Stabat Mater“ von Rossini vergleicht. Im Jahre 1873 kam sein Streichquartett in E-moll, unfres Wissens sein einziges deartiges Werk und unfrem im Augenblick nur dunklen Erinnern nach reich an Inhalt; in deutschen Konzerten wird dieses Quartett oder wenigstens das Scherzo aus ihm nicht selten gespielt. Ein Jahr später wurde sein Requiem bekannt, eine Komposition, die sich erst recht gut auf dem Konzertboden hält, und deren, freilich etwas äppiger, Gehalt auf die Dauer nicht verkannt werden kann. Auch ein „Stabat Mater“, ein „Te Deum“ und dergleichen finden sich ebenfalls auf unfren Konzertprogrammen; die Aufführung der „vier religiösen Stücke“ durch den Philharmonischen Chor zu Berlin im vorigen Jahr ist wohl noch in guter Erinnerung der Hörer und erwie in diesem nun doch wohl letzten Werk des Greises sein immer noch gesteigertes Können und Wollen. Seit langem hatte er sich, vor dem Begeisterungsjubel und neugierigen Selbstgefühl seiner Landsleute an keinem öffentlichen Ort mehr sicher, in eine idyllische Abgeschlossenheit zurückgezogen; ein Altersheim für Musiker ist von ihm, der gewaltige Schätze erworben haben dürfte, vor vier Jahren begründet worden. Am 21. Januar dieses Jahres traf ihn, anscheinend ohne vorherige Krankheit, in Mailand ein Schlaganfall, dessen Nachwirkung ihm das Ende bereite. Außer ihm hat Italien derzeit an großen geistesgeschichtlichen Besitztümern nicht eben viel zu verlieren. —

### Kleines Feuilleton.

k. Aus dem Leben Giuseppe Verdis werden von seinen Biographen zahllose interessante Züge und Anekdoten berichtet. Ausgehend schildert besonders Arthur Pougin die Jugend des verstorbenen Meisters. Die Eltern Verdis besaßen in Roncole eine kleine Gastwirtschaft. Der Knabe, der von seiner ihn vergötternden Mutter erzogen wurde, war schüchtern und in sich gekehrt; das einzige, was ihn aufzuregen vermochte und ihn in freudiges Entzücken versetzte, war die Musik. Von Zeit zu Zeit kam ein armer wandernder Geiger nach Roncole, dessen Spiel die höchste Bewunderung des Knaben erweckte und in ihm den Wunsch wachrief, sein Leben der Musik zu widmen; sein Vater war jedoch dagegen. Eine Ohrfeige war es, die den Knaben mittelbar der Erfüllung seines Lieblingswunsches näher brachte. Es war an einem Festtage, und der damals siebenjährige Verdi diente während der Messe als Chorknabe in der kleinen Kirche von Roncole. Die Messe wurde von der Orgel begleitet; die Harmonien des Instrumentis verletzten den Knaben so in Entzücken, daß er alles andre vergaß. Da verlangte der Priester mit dem Worte „Aqua“ das Weihwasser; aber der Knabe hörte ihn nicht. Der Priester forderte noch einmal, und als er auch ein drittes Mal mit seinem Ruf keinen Erfolg hatte, versetzte er dem kleinen Wurschen einen heftigen Schlag, daß er die drei Stufen des Altars hinabstürzte. Der Fall war so heftig, daß das Kind ohnmächtig liegen blieb und nach der Sakristei gebracht werden mußte. Aber als der Knabe wieder zu sich kam und zu seinen Eltern gebracht wurde, wiederholte er seinem Vater von neuem in den rührendsten Ausdrücken die Bitte, ihn Musik studieren zu lassen. Diesmal vermochte der Vater nicht zu widerstehen und kaufte ihm bei einem alten Priester ein Spinett, auf dem seine kleinen Finger sich üben konnten. Verdi hat dieses Instrument aufbewahrt. Der Organist in Roncole war sein erster Lehrer; nach Verlauf von drei Jahren wurde der Knabe bereits Hilfsorganist. . . . In Mailand, wohin Verdi mit einem Stipendium und der Unterstützung seines väterlichen Freundes Varezzi, der später sein Schwiegervater wurde, zu seiner musikalischen Ausbildung ging, wartete seiner eine große Enttäuschung. Er meldete sich zum Examen, um in das unter der Leitung Vassilys stehende Konservatorium aufgenommen zu werden und wurde kurzweg unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß er — keinerlei musikalische Anlagen besaße; Verdi hatte bald Gelegenheit, sich an Vassily zu rächen. Er nahm Unterricht bei Lavigna, der das Talent seines Schülers sehr bald erkannte. Als Vassily diesen eines Abends besuchte und sich darüber beklagte, daß bei einem Wettbewerb von achtundzwanzig jungen Künstlern kein einziger das von ihm aufgegebenes Thema korrekt zu entwickeln und die verlangte Fuge daraus herzuleiten vermochte, meinte Lavigna: „Das ist in der That unerhört. Da sieh' Dir Verdi an, der die Fuge seit ungefähr zwei Jahren studiert. Ich wette, daß er sie besser macht, als alle Deine Wettbewerber.“ „Weinst Du wirklich?“ versetzte Vassily etwas verdrießlich. „Versteht sich. . . Du erinnerst Dich Deines Themas, nicht wahr?“ „Schreib' es doch einmal auf!“ Nachdem Vassily dem Wunsche Folge geleistet hatte, nahm Lavigna die Aufgabe und reichte sie Verdi. „Seh' Dich damit an jenen Tisch und bearbeite das Ding ein wenig,“ sagte er. Als dann führten die beiden Freunde in ihrer Unterhaltung fort, bis Verdi mit seiner Arbeit fertig war und sie mit einem einfachen „hier ist sie“ zurückgab. Vassily nahm das Schriftstück, um dasselbe einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen, und je weiter er las, desto lebhafter wurden die Zeichen seiner Ueberraschung. Als er seine Prüfung beendet hatte, konnte er nicht umhin, Verdi wegen seiner Arbeit zu beglückwünschen. „Aber wie kommt es, daß Sie einen doppelten Canon zu meinem Thema geschrieben haben?“ fragte er in Form einer Bemerkung. Verdi konnte eine etwas hohle Antwort nicht unterdrücken: „Ich fand das Thema etwas nützlich und wollte es ein wenig ausbessern.“ Vassily biß sich auf die Lippen und sagte kein Wort mehr. . . . Eine schwere Zeit für Verdi brachte das Jahr 1840. Im Jahre vorher war seine Erstlingsoper „Oberto di San-Bonifacio“ in der Mailänder Scala mit einem ziemlich günstigen Erfolg ausgeführt worden, und Verdi hatte von dem Impresario Merelli ein für jene Zeit glänzendes Anerbieten erhalten. Der Komponist verpflichtete sich, von acht zu acht Monaten drei Opern zu schreiben und sollte für jede derselben 4000 österreichische Lire erhalten. Auf Grund dieses Vertrags sollte Verdi für den Herbst 1840 eine komische Oper schreiben, für die ihm ein Text von Romani „Un Giorno di regno“ geliefert wurde. Da aber begann für den Künstler, der im Jahre 1835 geheiratet hatte, eine Reihe der schwersten Unglücksfälle. „Im April,“ erzählte er selbst, „wurde mein kleiner Knabe krank; es gelang den Ärzten nicht, die Ursache seines Leidens zu entdecken, und langsam dahinsiechend verstarb der Kleine in den Armen seiner vor Schmerz fast wahnsinnigen Mutter. Einige Tage später erkrankte mein Töchterchen, und auch sie raffte der Tod dahin! . . . Doch das war noch nicht alles; in den ersten Tagen des Juni wurde meine junge Frau selbst von einer heftigen Gehirnentzündung befallen und am 19. Juni 1840 trug man einen dritten Sarg aus meiner Wohnung! Ich war allein. . . ganz allein! . . . In einem Zeitraum von etwa zwei Monaten hatte ich drei teure Wesen verloren; meine ganze Familie war dahin! . . . Und in dieser fürchterlichen Seelenqual mußte ich eine komische Oper schreiben!“ Es ist zu begreifen, daß die unter solchen Umständen entstandene Oper keinen Erfolg hatte. Die schweren Schicksals-

schläge brühten Verdi nieder; nach dem Mißerfolge glaubte er nicht mehr an seine Kunst und faßte den Entschluß, nie wieder zu komponieren. Er verlangte von Merelli die Lösung seines Kontrakts. Dieser aber wollte ihn durchaus nicht aufgeben; er drängte ihn geradezu ein Libretto von Solera auf. Verdi nahm es mit nach Hause; er las zufällig, als er das Manuskript aufgeschlagen hinwarf, einen Vers, der ihn ergriff, er durchslog die folgenden und wurde immer mehr gefesselt, und so sehr er sich auch dagegen sträubte, der Text „Nabucco“ leitete, ging ihm fortwährend durch den Kopf. Er fand in der Nacht keinen Schlaf, stand auf und las das Libretto so oft, daß er es am andern Morgen auswendig wußte. Trotzdem wollte er seinen Voratz nicht ändern und brachte das Manuskript Merelli zurück. „Nun, schön! Nicht wahr?“ fragte dieser. „Sehr schön.“ „Wohlan, so lege es in Musik!“ „Nein, ich will nichts damit zu thun haben.“ „Setze es in Musik! sage ich Dir, lege es in Musik!“ Mit diesen Worten nahm Merelli das Heft, steckte es Verdi in die Tasche seines Ueberziehers, nahm ihn bei den Schultern und schob ihn nicht nur aus seinem Kabinett, sondern schlug ihn auch noch die Thür vor der Nase zu und verriegelte sie von innen. Verdi ging also nach Hause r'it „Nabucco“ in der Tasche. Und er komponierte bald einen Vers, dann einen andern, und nach und nach wurde die Oper fertig. Am 9. März 1842 fand die erste Aufführung statt; die Oper erlang einen noch nicht dargelegenen Erfolg und machte Verdi mit einem Schlage berühmt. Mit „Nabucco“ begann nach Verdis eignen Worten in Wirklichkeit seine künstlerische Laufbahn. —

### Archäologisches.

— Zwei bedeutsame Entdeckungen in Babylon sind von der Expedition Koldewey während der letzten Monate gemacht worden. Zuerst wurde die Prozessionsstraße des Gottes Marduk gefunden, gepflastert mit quadratmetergroßen Kalksteinplatten und kleineren Platten aus rotweiser Breccia, fast sämtlich mit einer Inschrift Nebukadnegars versehen, welche die Bestimmung dieser Pflastersteine außer Zweifel setzt. Sodann aber ist es ganz neuerdings zur Gewißheit geworden, daß das im Mai 1900 tief im Innern des Trümmerhügels Amran gefundene babylonische Gebäude kein andres ist als das hochberühmte Nationalheiligtum Babylonens, der große Marduk-Tempel Esagila. Viele Fragen betreffs der Topographie des alten Babylon werden hierdurch entschieden; die Aufzeichnung des Plans dieser gigantischen Kultusstätte, wie sie von den Herren Koldewey und Andra zu erwarten ist, verspricht das höchste archäologische Interesse; und da noch der Zeitgenosse Alexanders des Großen, der Baalpriester Berossos, aus den „mit vieler Sorgfalt“ bewahrten Urkunden des Archivs dieses Tempels geschöpft hat, so darf die Wissenschaft wichtige Funde mannigfacher Art zuverlässig erhoffen, dies um so mehr, als die den Tempel bedeckende Schuttmasse nach Dr. Koldewey's Bericht dem Eindringen moderner Fingelantiquitätenräuber bislang in wirksamster Weise gewehrt hat. —

### Physiologisches.

is. Die Handschrift von Leonardo da Vinci hat eine Eigentümlichkeit, über die man sich schon vielfach den Kopf zerbrochen hat. Der berühmte Maler, Naturforscher und Ingenieur schrieb nämlich nicht wie andre Menschen, sondern von rechts nach links und in sogenannter Spiegelschrift, bei der die Buchstaben sämtlich verkehrt stehen und erst dann in ihrer richtigen Stellung erscheinen, wenn man das beschriebene Blatt in einem Spiegel betrachtet. Man hat lange Zeit geglaubt, daß Leonardo sich dieser Eigentümlichkeit absichtlich bedient habe, damit seine Entdeckungen, so weit er sie noch nicht kund geben wollte, mit größerer Sicherheit geheim zu halten wären. Diese Auslegung ist jedoch mit Bezug auf die Handschrift Leonardos ganz unwahrscheinlich, schon deshalb, weil die Spiegelschrift ganz leicht zu entziffern ist. Der wahre Grund ist vielmehr allein darin zu suchen, daß Leonardo linksbändig war. Nach neuen Beobachtungen schreibt ein Kind von angeborener Linkshändigkeit Spiegelschrift mit der linken Hand, wenn es allein schreiben lernt, und es ist daher anzunehmen, daß die normale Schrift von Linkshändigen nur durch Uebersetzung und Uebung erreicht wird. Daß Leonardo ein Linkshänder war, ist mit genügender Sicherheit festgestellt. Man weiß, daß er seine Zeichnungen mit der linken Hand anfertigte, wenn er sie schnell entwarf, und daß er nach vorausgegangener sorgfältiger Uebersetzung auch mit der rechten Hand zeichnete. Der Mathematiker Pacioli de Borgo, ein naher Freund Leonardos, hat es in einem seiner Werke, zu denen dieser die Illustrationen geliefert hatte, geradezu ausgesprochen, daß er mit der linken Hand eine Schrift schreibe, die nur mit Hilfe eines Spiegels oder in der Art zu lesen war, wenn man das Papier umgekehrt gegen das Licht hielt. Auch hat Pacioli schon darauf hingewiesen, daß Leonardo da Vinci von Natur aus einfach deshalb verkehrt schrieb, weil er ein Linkser war, und daß jede andre Erklärung überflüssig sei. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Die Weymouthskiefer. Durch ihre große Verbreitung und Gebrauchsfähigkeit ist die Weymouthskiefer, Pinus strobus, der wichtigste Baum für die Holzindustrie Nordamerikas. Viel verbreiteter als der Name Weymouth Pine ist dort die Bezeichnung White Pine, und auch in Deutschland fängt man an, sie Weißkiefer, hier und da auch Strobe zu nennen. Hauptständige Verbreitung findet

sie im Seengebiet von Nordamerika und von da auf einer Fläche von etwa 400 000 englische Quadratmeilen bis an den Atlantischen Ocean. Sie erscheint sowohl in reinen Beständen als gemischt mit andern Nadelhölzern und auch Harthölzern.

Die Weißkiefer ist seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Europa, allerdings nur spärlich, verbreitet. Namentlich muß man heklagen, daß der in mancher Beziehung vortreffliche Baum in Deutschland selten ist, daß sein Nutzen für den Wald und die ausgezeichneten Eigenschaften des Holzes selbst in vielen forstlichen Kreisen nicht oder nicht genug gewürdigt werden. Noch heute giebt es namhafte Forstschriststeller, die ihr Holz „das wertloseste von allen Nadelhölzern“ nennen, „daß sie in Deutschland überal ein harzarmes, schwammig-leichtes brüchiges Holz ohne besonderen Nutz- und Brennwert liefern“. Neuerdings ist ein Wandel eingetreten. Namentlich ist es der hannoversche Forstdirektor Burchardt, der als Lobredner unrer Kiefer aufgetreten ist. „Gründlich untersucht“, sagt er, „hat das Holz wohl noch niemand; den forstlichen Versuchstationen sei diese Frage empfohlen.“ In den letzten Jahren sind es süddeutsche Forstmänner, die den ausgezeichneten Eigenschaften der Strobe gerecht werden. Sie erträgt die größte Kälte, ist anspruchlos in Bezug auf Boden und Klima, schättennertragend und so raschwüchsig, daß sie in Bezug auf Massenerzeugung nur von der Pappel überboten wird. Im Stadtwalde zu Frankfurt a. M. ergab 1878 ein fünfundsachtzigjähriger Bestand für das Hektar 21 Festmeter Drehholz und 11,3 Festmeter Reisholz bei der Durchforstung. Im bairischen Forstamt Trippstadt ergab kürzlich ein hundertvierjähriger reiner Bestand 951 Festmeter für das Hektar, in Merfeld bei Dülmen (Bezirk Münster) ein 46 Jahre alter, durch Pflanzung begründeter Bestand 10,2 Festmeter im Durchschnittszuwachs für Jahr und Hektar. Die Strobe ist in hohem Grade bodenverbessernd, sturn- und schneebruchfest und in der Schaftform nur von wenigen Holzarten übertraffen.

Man sieht sie auf sehr verschiedenen Böden gedeihen. Im ganzen der Kiefer vergleichbar, kann sie auch bei schlechterem und schwächerem Boden gute Dienste leisten. Bei Aufforstung verödeter Stallberge ist sie oft erfolgreich, auch auf Moorboden und sogar auf ausgebautem Torfgrunde. In der dauernden dichten Beschattung und der starken Nadelbede liegt ihr bodenverbesserndes Wirken und die Erscheinung, daß sie den Boden von Ueberzügen, auch von der Moosdecke frei hält. Das Brett der Weißkiefer ist leicht, in der Textur gleichmäßig, es schwindet und reißt nicht, wiest sich auch nicht. Es ist auffallend stetig, astrein und leicht zu verarbeiten. Darin dient es dem Möbelschler zu Blindholz, Schränken, Schubläden, dem Wautschler zu Wandbelleidungen, Thüren und Fensterrahmen und besonders Fußböden, die haltbar und sehr dicht ohne Fugen bleiben. Zu Schiffsbelleidungen ist es beliebt, weil es Firnis und Oelfarbe leicht und reichlich aufnimmt. Für diese Zwecke wird viel Holz der Weißkiefer in England eingeführt, auch deutsche Werken verbrauchen es. Nach Burchardt halten sich Raumlatten aus Weißkiefer weit länger brauchbar, als Latten und Niegel von Fichtenholz, und Stangen auf Hausböden werden knochenhart. Harzreiche Stroben werden als Grubenböden gern gekauft; Waggons und Zugkatoufen-Fabriken zahlen hohe Preise. Zu Küsterverbeiten ist es das beste von allem; „es saukt kein Wasser“, sagt man in Süddeutschland. In der Möbelfabrikation, wird aus Wahren geschrieben, übertrifft es als Blindholz das Pappel- und das Tannenholz, hat vor dem Föhren- und dem Fichtenholze den Vorteil geringeren Gewichts, leichtere Verarbeitungsfähigkeit und größere Stetigkeit, vor dem Föhrenholze außerdem den des Nichtblanwerdens voraus. Die Brennkraft ist gering wie bei Linde und Erle.

Die Weißkiefer trägt bei uns häufig genug Zapfen, um die eigne Gewinnung des Samens zu ermöglichen; unter drei Jahren ist regelmäßig ein ergiebiges. Der Same fliegt unregelmäßig ab, bei Wärme Mitte September, sonst anfangs November, manchmal auch erst im Frühjahr. Das Nadeln der Reife kündigt die braungelbe Farbe der Zapfen und der harzige Ueberzug an. Sie werden mit einer langen, oben ein scharfes Stößelisen und unten einen Haken tragenden Stange abgestoßen oder von den mit dem Haken herabgebogenen Zweigen abgeplückt. Das Ausklengen geschieht im Winter in Stuben auf Horden, die neben dem geheizten Ofen stehen.

Gewöhnlich wird aus Saat- und Pflanzenschulen gepflanzt, da der Same selbst zu Wischsaaten zu teuer ist. Man pflanzt ein- bis zweijährige, die, aus dem Saatselde entnommen, wie die Kiefer auf geloderten Boden versetzt werden, oder man verwendet gekultete Pflanzen. Diese werden ein- oder zweijährig auf das Pflanzenseld gesetzt, wo sie zwei Jahre bleiben. Man besäet die Saatselder zeitig, da der Same bis zum Aufgehen lange liegt. Die Pflanzung geht sicher von statten und wird in 1 bis 1,3 Meter Pflanzweite ausgeführt. In Wischpflanzungen, z. B. mit Kiefern, ist die Saupholzart für den Verband maßgebend. —

(„Aöln. Volksztg.“)

**Physikalisches.**

b. Eine merkwürdige elektrische Entladung wurde von dem Direktor der Trepnow-Sternwarte vor kurzem beobachtet und in der Halbmonatschrift „Das Metall“ beschrieben. Jedermann kennt die schönen Lichterscheinungen, welche in den Geißlerischen Röhren beim Durchgehen elektrischer Entladungen auf-

treten: die verdünnte, in den Röhren enthaltene Luft gerät in leuchtendes farbenprächtiges Leuchten. Bei der Anwendung eines sehr kräftigen Induktions-Apparats leuchteten Röhren, die nicht zu stark ausgepumpt waren, in einem schönen Purpurrot. Hierbei zeigte sich in einer Röhre ein rollendes Band in Form einer Schraubenlinie, die sich zugleich drehte, so daß die Schraubenlinie sich von einem Ende der Röhre nach dem andren hin fortzuschrauben schien. Der Druck in der Röhre, welche diese merkwürdige Entladungsform zeigte, betrug 20 Millimeter Quecksilber. Uebrigens tritt die Erscheinung nur auf, wenn die Röhre vertikal steht, dagegen nicht, wenn sie horizontal gehalten wird. Es scheint daher, daß sie mit den Luftströmungen zusammenhängt, die infolge von Erwärmung in spiraler Form aufsteigen. —

**Humoristisches.**

— Benützte Gelegenheit. „Mensch, Sie haben ja Einfälle wie ein altes Haus.“

— „Können Sie mir da vielleicht 'ne erste Hypothek darauf leihen?“

— Das höchste der Gefühle. „Gelt, Großpapa, die Eintagsfliegen leben bloß einen einzigen Tag?“

„Ja wohl.“

— „Da haben die's aber gut, da haben die ja ihr ganzes Leben lang Geburtstags.“

(„Lust. Bl.“)

— Gemeindevahl-Jöhllen aus Württemberg. Aus Stuttgart wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: Im Württembergischen Landtage machte in der Sitzung vom 25. Januar der Minister des Innern bei einer Besprechung der Gemeindeform Mittheilung über einige seltsame Erscheinungen, die sich bei den Bürgerauswahlen gezeigt haben. So war in der Stadt Balingen bei der letzten Wahl niemand zur Wahl erschienen, nicht einmal die Wahlkommission. In Urach hatte sich ebenfalls niemand eingefunden. Wahrhaft kostbare Zustände aber herrschen in einer Gemeinde des Oberamts Rottenburg. Dort haben die Bürger das schöne Recht, den Bürgerauswahls zu wählen, seit Jahren — dem Polizeidiener überlassen, der es auch offenbar zu ihrer größten Zufriedenheit ausübt. Der Mann verfährt dabei sehr pfflig; da er die Obliegenheit hat, die Bürgerauswahlsmitglieder zu den Sitzungen zusammenzurufen, so wählt er, um sich seine schwachen Dienstpflichten zu erleichtern, grundsätzlich nur solche, die in unmittelbarer Nähe des Rathhauses wohnen! In einem andren Orte haben, während alle sonstigen Einwohner fernblieben, die ortsamwesenden Schneider gewählt und nun besteht der ganze Bürgerauswahls aus Schneidern! —

**Notizen.**

— Das Zeitschriften-Lesezimmer der königlichen Bibliothek wird vom 1. Februar ab von 9 Uhr morgens bis 9 Uhr abends geöffnet sein. —

— Halbes „Jugend“ und die geistliche Theaterzensur. Zur Geschichte des Aufführungsverbots der Halbeschen „Jugend“ in Wien giebt Max Burchardt in der letzten Nummer der „Zeit“ einen überraschenden Beitrag. Er veröffentlicht das Gutachten über die Zulässigkeit dieses Stückes, welches er im Jahre 1896 dem Statthalter von Niederösterreich auf dessen Wunsch erstattet hat. Darin widerlegt er die Bedenken, die gegen dieses Stück geltend gemacht wurden, und befürwortet die Erlaubnis aufs wärmste. Wie aus dem genannten Artikel Dr. Burchards ersichtlich, hat er als Direktor des Hofburg-Theaters das Halbesche Stück später sogar erworben und dann der Hoftheater-Behörde in ähnlichem Sinne referiert. Aber die Antwort darauf war seltsam genug. Burchardt teilt mit, daß in seiner Anwesenheit die Anregung gegeben wurde, das betreffende Referat dem — fürstlich-bischöflichen Ordinariat zuzumitteln. —

— Suppé's Burleske „Zwanzig Mädchen und kein Mann“ wird am 1. Februar im Apollo-Theater in Scene gehen. —

— Einen Gluck-Cyklus, der am 29. Januar beginnen und 7 Abende umfassen wird, veranstaltet das Deutsche Landestheater in Prag; u. a. kommt auch die seit 1770 nicht mehr auf der Bühne erschienene Reformoper „Paris und Helena“ zur Aufführung. —

— Leo Slezal ist für die Wiener Hofoper vom Jahre 1903 ab auf fünf Jahre engagiert worden. —

— Eine in Pompeji aufgefundenene völlig versilberte Bronzefigur eines Jünglings von griechischer Arbeit ist dem Nationalmuseum in Neapel überwiesen worden. —

— Der gegenwärtige Bestand an Eichwild in Ostpreußen dürfte etwa 350 Stück betragen. —

— Ritt für Meerschäum. Man nimmt, schreibt der „Pr. Bew.“, Würzburg, zu gleichen Teilen Gummi arabicum und Kreide, beides fein pulverisirt, und bildet einen dicken Teig, indem man ein wenig Wasser dazu gießt. Die zu präparierenden Gegenstände müssen erwärmt werden, wenn man sie miteinander verbindet. —

— Die nächste Mode im Pelzwerk wird Schwarzfuß und Blaufuß sein. —